



JACK LONDON

**DIE GESCHICHTE DES
LEOPARDEN-MANNES**

eB
B

JACK LONDON

DIE GESCHICHTE DES LEOPARDEN-MANNES

Bitte beachten Sie: Die deutsche Übertragung unterliegt dem Copyright. Eine kommerzielle oder auch nicht-kommerzielle, eine weitere oder anderweitige Nutzung dieser Übertragung ohne Genehmigung der Übersetzerin ist nicht gestattet. Wenden Sie sich bitte bei Fragen an milalis@ebook-bibliothek.org oder an copyright@ebook-bibliothek.org, die Ihre Anfragen an die Übersetzerin weiterleiten wird.

© milalis 2004 für die Übertragung
© eBook-Bibliothek 2004 für diese Ausgabe



Er hatte einen verträumten und geistesabwesenden Ausdruck in den Augen, und seine traurige, stete Stimme, weich akzentuiert wie die eines jungen Mädchens, schien die sanfte Verkörperung einer tiefsitzenden Melancholie zu sein. Er war der Leoparden-Mann, aber er sah nicht danach aus. Seine Arbeit war gleichzeitig sein Leben; er mußte in einem Käfig erscheinen, in dem Leoparden einem großen Publikum vorgeführt wurden, und mußte diese Zuschauer durch besondere Nervenkitzel erschauern lassen, für die ihn dann seine Arbeitgeber nach Grad der erzeugten Schrecken belohnten.

Wie ich schon sagte, er sah nicht danach aus. Er war schmal in den Hüften und Schultern, und blutarm; doch keine düstere Stimmung schien ihn zu bedrücken, in ihm war eher eine süße, sanfte Traurigkeit, deren Last einen ebensolchen süßen und sanften Ursprung hatte. Eine Stunde hatte ich nun schon versucht, eine Geschichte von ihm zu erhalten, aber ihm schien die Phantasie zu fehlen. Für ihn hatte seine herrliche Karriere nichts Aufregendes, keine mutigen Taten, keine Erregung – nichts weiter als grauer Alltag und unendliche Langeweile.

Löwen? Oh ja. Er hatte mit ihnen gekämpft. Es war nichts Besonderes. Alles was man tun mußte, war beherrscht zu bleiben.

Jeder konnte einen Löwen mit einem einfachen Stockschlag im Zaum halten. Einst hatte er mit einem eine halbe Stunde gekämpft. Man mußte ihm nur jedes Mal, wenn er vordrängte, einen Schlag auf die Schnauze geben oder wenn er listig und mit gesenktem Kopf ankam, oh, dann mußte man nur sein Bein vorstrecken. Und wenn er dann nach dem Bein schnappte, zog man es zurück und wies ihn nochmals mit einem Schlag auf die Nase zurecht. Das war alles.

Mit verträumten Blick und sanft melodiösen Worten zeigte er mir seine Narben. Sie waren zahlreich; eine Wunde hatte er erst vor kurzem von einer Tigerin erhalten, die ihn an der Schulter gepackt hatte und die bis auf den Knochen gegangen war. Ich betrachtete den fein ausgebesserten Riß an seinem Mantel. Sein rechter Arm vom Ellenbogen abwärts sah aus, als ob er in eine Dreschmaschine geraten wäre – die wilde Bearbeitung der Krallen und Fangzähne. Doch das war nichts von Bedeutung, sagte er, nur die alten Wunden, machten ihm bisweilen beim Anzug feuchten Wetters zu schaffen.

Plötzlich aber erhellte sich sein Gesicht bei einer Erinnerung; er war ebenso begierig mir eine Geschichte zu erzählen, wie ich eine von ihm zu erhalten.

»Ich vermute, Sie haben von dem Löwen-Bändiger gehört, der von einem anderen gehaßt wurde?« fragte er mich.

Er machte eine Pause und blickte nachdenklich zu dem kranken Löwen im gegenüberliegenden Käfig.

»Er hat Zahnschmerzen,« erklärte er mir. »Nun, das große Schauspiel dieses Löwen-Bändiger für das Publikum bestand darin, seinen Kopf in das Maul eines Löwen zu legen. Der Mann, der ihn haßte, besuchte jede Vorstellung in der Hoffnung, daß der Löwe einmal zufassen würde. Er folgte den Aufführungen im ganzen Land. Die Jahre vergingen und er wurde alt, wie auch der Löwen-Bändiger und der Löwe. Und dann endlich eines Tages, sah er das,

worauf er gewartet hatte. Der Löwe faßte zu; man brauchte keinen Arzt mehr zu rufen.«

Der Leoparden-Mann lies seinen Blick zufällig auf seine Fingerkuppen gleiten; es hätte Kritik ausdrücken können, wenn es nicht so traurig gewesen wäre.

»Das nenne ich Geduld,« fuhr er fort, »und das ist auch meine Art. Aber das war nicht der Stil des Burschens, den ich kannte. Er war ein kleiner, dürrer Franzose, mit einer Sägenummer, der Schwerter verschluckte und jonglierte. Er nannte sich De Ville, er hatte eine nette Frau. Sie arbeitete am Trapez und sprang von hoch unter der Kuppel ins Netz, mit einer Körperdrehung so anmutig wie man es sich nur vorstellen kann.

De Ville hatte ein zorniges Temperament und so zornig war auch seine Hand, so zornig wie die Pranke eines Tigers. Einmal, als der Chef der Manege ihn einen *Frosch* nannte, oder Ähnliches und vielleicht auch Schlimmeres, stieß er ihn an die Weichholzwand, die er für seine Messerwürfe verwendete, so schnell, daß Chef der Manege keine Zeit hatte zu handeln; und dort vor dem Publikum hielt er die Zuschauer mit seinen Messern in Atem. Er versenkte sie im Holz so nahe neben dem Chef der Manege, daß sie durch seine Kleidung gingen und die meisten davon auch seine Haut ritzten.

Die Clowns mußten die Messer herausziehen, um ihn zu befreien, denn er war an die Wand gepinnt. So machte es die Runde, daß man vor De Ville achthaben mußte, und niemand getraute sich seitdem mehr als nur reine Höflichkeiten mit seiner Frau auszutauschen. Doch sie war auch ein ausgekochter kleiner Fratz und die Arbeiter fürchteten sich nur vor De Ville.

Da war ein Mann, Wallace, er war unerschrocken. Er war Löwen-Bändiger, und hatte das gleiche Kunststück in seinem Programm, den Kopf in das Maul des Löwen zu legen. Er legte es jedoch in jedes Maul, obwohl er *August* bevorzugte, ein großes, zahmes Tier, auf den er sich immer verlassen konnte.

Wie ich schon sagte, Wallace – König Wallace nannten wir ihn – hatte vor nichts Angst oder Bange. Er war der König, er war fehlerlos. Ich habe ihn betrunken gesehen und auf eine Wette hin ging er in den Käfig eines Löwen, der unruhig geworden war, ohne Stock, um in zur Ordnung rufen zu können. Er regelte die Angelegenheit mit seiner bloßen Faust.

Madame De Ville –«

Der Leoparden-Mann drehte sich ruhig wegen des Lärms hinter uns um. Dort stand ein geteilter Käfig und ein Affe stocherte mit seinen Händen zwischen den Stäben der Trennwand herum, und diese waren nun von einem großen grauen Wolf ergriffen worden, der versuchte sie mit bloßer Gewalt zu sich herüberzuziehen. Der Arm schien immer länger zu werden wie ein dicker Gummi und die unglückliche Affenfamilie erhob ein lautes Gezeter. Kein Wärter war da und der Leoparden-Mann ging die paar Schritte hinüber, gab dem Wolf mit dem leichten Stock, den er bei sich hatte, einen harten Schlag auf die Schnauze und kam mit einem traurigen, fast entschuldigendem Lächeln zurück, um den angefangenen Satz zu beenden, als ob nichts geschehen wäre.

»– sah König Wallace an und König Wallace sah sie an, während De Ville schwarz vor Zorn bebte. Wir warnten Wallace, doch es war umsonst. Er lachte uns nur aus, so wie er De Ville auslachte, als er eines Tages seinen Kopf in einen Eimer mit Kleister steckte, weil er mit ihm kämpfen wollte.

De Ville war ziemlich schlimm zugerichtet – ich half ihm sich zu reinigen; er ließ sich nichts anmerken und stieß keine Drohungen aus. Doch ich wurde einem Funkeln in seinen Augen gewahr, wie ich es oft bei wilden Tieren gesehen hatte und ich überwand mich und gab Wallace eine letzte Warnung. Und obwohl er darüber auch nur lachte, richtete er von da an seinen Blick nicht mehr allzu oft in Madame De Villes Richtung.

Die Monate vergingen und es war nichts geschehen. Ich begann schon zu glauben, daß wir uns umsonst Sorgen gemacht hatten. Wir waren damals gerade im Westen und hatten eine Vorstellung in San Franzisko. Es war während der Nachmittagsvorstellung; das Zelt war voll besetzt mit Frauen und Kindern, als ich nach Red Danny Ausschau hielt, der für die Zeltplanen verantwortlich war und mein Taschenmesser eingesteckt hatte.

Als ich an den Umkleidezelten vorbeikam, spähte ich durch ein Loch in der Leinwand, um ihn ausfindig zu machen. Er war nicht da, doch direkt vor mir sah ich König Wallace in hautengen Hosen, der auf seinen Aufruf wartete, um mit der Löwennummer fortzufahren. Er betrachtete amüsiert eine kleine Auseinandersetzung zwischen ein paar Trapezkünstlern. Alle Augen in dem Zelt waren darauf gerichtet, mit einer Ausnahme, die von De Villes, der wie ich sah, mit unverhohlenem Haß Wallace fixierte. Wallace und all die anderen waren mit dem Streit zu beschäftigt, um das, was sich dann abspielte, zu bemerken.

Aber ich sah sie durch das Loch in der Leinwand. De Ville nahm sein Taschentuch aus der Hosentasche hervor, schien sich den Schweiß vom Gesicht zu wischen (es war ein heißer Tag) und ging dabei hinter Wallace vorbei. Sein Gesichtsausdruck verwirrte mich, denn ich sah nicht nur Haß in ihm, sondern auch Triumph.

De Ville wird dieser Vorstellung beiwohnen wollen,« dachte ich bei mir und mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich sah, daß er durch den Zirkuseingang das Gelände verließ und die Straßenbahn in die Innenstadt nahm. Ein paar Minuten später war ich selbst im großen Zelt, wo ich auf Red Danny getroffen war. König Wallace hatte seinen Auftritt und hielt das Publikum in Atem. Er war in besonders grausamer Stimmung und brachte die Löwen sehr auf, bis sie alle wild fauchten, das heißt alle bis auf den alten *August*, der einfach zu dick und zu träge war, um von irgendetwas aus der Ruhe gebracht zu werden.

Endlich ließ er die Löwen mit seiner Peitsche sich setzen und brachte sich in Position. Der alte *August* zwinkerte zahm, öffnete sein Maul und schon ließ Wallace seinen Kopf hineinhuschen. Dann schlossen sich die Kiefer, ein knirschendes Geräusch, das war alles.«

Der Leoparden-Mann lächelte wehmütig und sein Blick ging in die Ferne.

»Das war das Ende von König Wallace,« fuhr er langsam mit seiner traurigen Stimme fort. »Nachdem sich die Aufregung gelegt hatte, ergriff ich die Möglichkeit und beugte mich über Wallace Kopf. Dann mußte ich niesen.

»Es ... es war ...?« stieß ich zweifelnd hervor.

»Schnupftabak – das war es, was De Ville im Umkleidezelt in seine Haare hatte fallen lassen. Der alte *August* hätte es nie getan. Er muß einfach nur niesen.«